

(Nachdruck verboten.)

12)

## Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.  
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

Die Gräfin ließ die Lichter im Salon auslöschen und zog sich in ihr Kabinett zurück, wo sie unruhig und in großer Spannung auf und ab ging.

Endlich kam der verlegene junge Mann, den man aus seinem tiefen Nachtschlaf gerissen hatte.

„Was steht in dem Telegramm an Angelo?“

„Ich habe einen Eid auf Verschwiegenheit abgelegt, Gräfin.“

„Wer hat Ihnen Ihren Platz verschafft?“

„Ich weiß es wohl, Gräfin, aber Sie dürfen mich nicht in Versuchung führen. Ich würde es nie vergessen können, wenn ich einen heiligen Eid bräche.“

„Wollen Sie lieber Ihren Platz verlieren? Quälen Sie mich nicht! Was steht darin?“

Es half kein Widerstand.

„Es steht: Ich komme morgen!“

„Woher ist es?“

„Aus Rom.“

„Welcher Name?“

„Soweit ich mich erinnere: Assunta.“

„Das könnte passen. — Wissen Sie, wo Carmela wohnt?“

Der junge Mann wurde glühend rot und blieb die Antwort schuldig.

„Ich frage nicht, ob Sie sie besucht haben; nur, ob Sie wissen, wo sie wohnt.“

„Ja.“

„Sie wissen, daß Pamso ihr Caruso ist?“

„Ja.“

„Gehen Sie hin und sagen Sie, daß ich sogleich mit ihm sprechen will. Aber kein Wort zu irgendeinem Menschen, daß Sie hier gewesen sind.“

„Ich habe selbst das größte Interesse, zu schweigen, Gräfin!“

Er ging. Die Gräfin zog sich in ihr Gemach zurück, klingelte der Kammerzofe und begann sich für die Nacht zu bereiten.

„Angelo tötet mich,“ brach sie fast schluchzend aus.

„Die Sache ist ja nicht von Bedeutung,“ beruhigte sie die Kammerzofe.

„Wovon sprichst Du?“ fragte sie ruhiger.

„Ich glaube, die Gräfin denke an Rufidda.“

„Rufidda? Calogeros Tochter? Die in der Kirche sang?“ fuhr es aus ihr heraus. „Was ist's mit Rufidda?“

„Sie war heute hier, um für die Illumination der Madonna am San Calogerosfeste zu sammeln.“

„Und was weiter? Traf sie Angelo?“

„Er nahm sie mit in sein Zimmer.“

„Warum hast Du mir das nicht gesagt? Ich will wissen, was in meinem Hause geschieht. Hörst Du! Alles! Alles!“

„Sie war nur einen Augenblick da. Es kann nichts geschehen sein.“

„Mit Calogero spielt man nicht. Das stille Wasser und den schweigenden Mann soll man fürchten. Dieser Junge, dieser Junge, er tötet mich. Er setzt seine Verlobung aufs Spiel! Er ruiniert uns alle!“

Sie riß sich das Korsett herunter, um Luft zu bekommen, und warf sich schluchzend der Länge nach auf das Bett. Das gelöste Haar deckte die weißen fetten Schultern und den gewölbten Nacken, der sich in unbeherrschter Gemütsregung krümmte.

Das Mädchen sank auf einen Stuhl. — „Warum habe ich nicht geschwiegen,“ seufzte sie.

Oben hörte man den Grafen und Bionda hin und her gehen, aber die Gräfin schenkte Crocifissa keinen Gedanken mehr. Sie blieb in derselben Stellung liegen, bis an die Türe geklopft wurde und ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, ohne ein Herein abzuwarten, ins Zimmer trat. Sein rundes bartloses Gesicht hatte einen Ausdruck, der täuschend an Einfalt erinnerte, während seine Kopfbedeckung, ein an den

vier Zipfeln geknotetes rotes Baumwolltuch ihm einen leichten Anstrich von Lächerlichkeit gab. Auf seiner ganzen Erscheinung lag übrigens ein Gepräge von Lebensglück, das sich mit dem augenblicklichen Ernst der Situation nicht recht reimte.

„Was gibts denn, Gräfin? Ich versichere Sie, mir sitzt das Herz in den Hoseln.“

Die Gräfin erhob sich und trocknete ihre Augen. Es kam etwas Hartes in ihre Stimme.

„Pamso! Morgen kommt ein junges Mädchen aus Rom hierher. Sie will Angelo treffen. Du mußt hinunterfahren und sie vom Bahnhof abholen. Keiner darf sie sehen, und Angelo darf sie nicht treffen. Wir müssen einen Ort finden, wo wir sie verstecken und von wo wir sie wieder fortbringen können. Es ist gewiß die Tochter des Hauses, in dem Angelo in Rom wohnte. Sie hat heute abend telegraphiert, aber ich halte das Telegramm zurück, so daß er es erst übermorgen erhält. Sende den Würgermeister morgen zeitig hierher und komm selbst, um näheren Bescheid zu hören.“

„Sonst nichts? Ich fürchtete, es sei etwas nicht in Ordnung!“

„Ja richtig! Gibt es etwas zwischen Angelo und Rufidda?“

„Was nicht ist, kann werden.“

„Du stehst mir für den Jungen, hörst Du! Nergstenfalls müssen wir Rufidda los werden.“

„Ja — oder Calogero!“

„Sieh zu, daß Du heute nacht Dein Gehirn destillierst und komm morgen wieder!“

„Verlassen Sie sich auf mich! Jetzt muß ich eiligst zurück. Wir haben heute volles Haus.“

„Wer ist da?“ fragte die Gräfin begierig.

„Kapitän Bigo war da, als ich ging.“

Pamso schaute lauernd auf das Gesicht der Gräfin, das keine Miene verzog.

„Ist mein Angelo dort?“

„Er sitzt im „Salon“ und wartet zusammen mit Kapitän Casale und Belcaro.“

„Wo ist er heute abend gewesen?“

„Bei Romeres und hat Scopa gespielt mit Professor Gentile.“

„Ist der Ingenieur da?“

„Nein.“

„Es ist gut. Gute Nacht!“

„Wir küssen die Hand, Gräfin!“

Nachdem Silvia Pamso hinausbegleitet hatte, half sie der Gräfin die Nachttoilette vollenden und zog sich dann zurück.

In einem schlafrockartigen Nachtgewand aus großgemustertem perlschönen Stoff kniete die Gräfin vor ihrem kleinen Hausaltar mit dem alten Madonnenbilde und einem ganzen Schwarm Heiliger nieder und betete ihren Rosenkranz fertig. Darauf nahm sie ihr Chloral und ging zu Bette, während sie den leisen, aber eiligen Schritten droben auf den Steinfliesen folgte.

Ihre müden Augen fielen zu.

Sie schlummerte ein.

Den folgenden Nachmittag saß Marchese La Greca in Hemdärmeln vor seinem großen massiven Mahagonischreibtisch, der mitten im Zimmer stand, und blätterte in einigen alten Reiseaufzeichnungen aus seiner Jugend.

In ihrem anstoßenden Zimmer saß Ridda beim Klavier und spielte. Marchesa Ersilia befand sich allein in der Gartenterrasse, mit einer Stiderei in der Hand, ruhig vor sich hinblickend, ohne zu arbeiten.

Die stille Sciroccobitze hatte in der Mitte des Nachmittags achtunddreißig Grad erreicht; obwohl alle Türen zu den Altanen offen standen und man die Lust vom Garten herein frei durchziehen ließ, lag es über allen wie eine Betäubung.

Der Palazzo des Marchese lag in der Mitte des Bergabhängs in einer schmalen Seitengasse, wo der Verkehr zu dieser Tageszeit gering war. Draußen war es still — eine Stille, die im Einklang stand mit diesen Stuben und Sälen, welche in einem jahrhundertelangen Schlaf zu ruhen schienen.

Es waren nicht bloß die spanisch-gotische Fassade und die schmalen Balkons mit ihrem geschweiften Schmiedeeisengitter, die eine so altmodische Sprache redeten; auch die aus früheren Jahrhunderten stammenden Stukkaturen der Zimmer verkündeten mit aller Deutlichkeit ihr Alter. Die Möbel waren jünger, aus der Zeit des Kaiserreiches, alle sorgfältig mit rotgestreiften Bezügen bedeckt, die dem Hause sein eigentümliches Gepräge von Schlaf und Unbewohntheit verliehen. Man gewann den Eindruck, daß hier Menschen wohnten, die die Hoffnung aufgegeben hatten zu erneuern, und alle Kräfte daransetzten, zu sparen und zu bewahren, dem Zahn der Zeit die Spitze abzuberechen.

Lüftete man aber all die Bezüge und Schleier, dann erkannte man bald, daß zwischen diesen Mauern nicht der Mangel herrschte, der keine Auswege sieht, sondern die stolze Pietät, die weit lieber über ihren toten Schätzen verhungern, als das von Geschlecht zu Geschlecht Vererbte flüchtig machen will.

Hinter den grünen Vorhängen der Glasschränke im Zimmer des Marchese barg sich eine Sammlung griechisch-italianischer Vasen, die zu den ausserlesensten der ganzen Insel zählten. Und in dem großen Salon stand eine wohl-erhaltene herrliche griechische Aphrodite, für die die Engländer vor vielen Jahren ein ganzes Vermögen geboten hatten. Die Gemälde der Wände stammten wohl aus einer Niedergangsperiode italienischer Kunst, trugen aber dennoch so bedeutende Namen, daß sie ihren Wert als wohlerhaltene kunsthistorische Dokumente selbst zu einer Zeit bewahrten, in der sich der Geschmack von jenen glatten Vorführungen von so viel hohler mythologischer Nacktheit abgewandt hatte.

Auf dem Schreibtisch des Marchese stand als herabedter Zeuge jener Zeit, da der Herr des Hauses noch Gold zu vergeuden hatte, eine Himmelskugel aus einem einzigen Stück Lapislazuli, über eine Viereckelle im Durchschnitte und mit einem Himmel aus Edelsteinen, unter welchen sich ein großer funkelnder Diamant als Aldebaran befand.

Zwischen diesen reichen Schätzen des armen Palazzo lebten die drei Familienmitglieder jedes sein Leben in seinen Stuben, aber ohne Streit oder starke Zusammenstöße, verknüpft durch ein unsichtbares Band, einen Instinkt, der sie alle beseelte: die Rücksicht auf den Namen und die alte Ehre des Hauses.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Thomas vom Brückenhof.

Von Johannes B. Jensen. Autorisierte Uebersetzung von Mens.

Kürzlich starb ein Mann, der als der härteste Schädel im Himmerland (Nordjütland) bekannt war. In seiner Jugend hatte Thomas in dem Rufe eines argen Raufboldes gestanden. Lange hatte es Gerede darüber gegeben, besonders in der Zeit, als die Schlägerei um Hans Nielsens Jörgine gewesen war. Das war an einem Mittsommerabend.)

Die Jugend des Dorfes war auf dem Mühlenhügel versammelt, um die Sonntagsfeuer anzuzünden. Jeder Bursch hatte sein „Lämmchen“ bekommen. Jesper, Per Andersens Sohn, las unter großer Aufmerksamkeit aller die Liste vor. Paul, Kristian Sörenss Sohn, bekam Jörgine. Das war nun eine verhängnisvolle Verordnung von Jesper. Nun saß Paul auf dem Graswall neben Jörgine.

Das Sonntagsfeuer brannte, es war eine an einer hohen Stange befestigte Leertonne, die außen und inwendig brannte. Der Wind zog vernehmlich durch das Spundloch, es leuchtete glühweiss, im Innern spielten die heißen Flammen. Das Feuer schlug über die Sonne in die Höhe, leckte und prasselte. Der Rauch rollte in die Finsternis empor.

Am Feldrain saßen in langer Reihe die Mädchen. Das Feuer beleuchtete sie, auf ihren Schürzen fladerten die Schatten. Die Burschen standen in Gruppen, johlten, trieben Ill und verdrehten den Mädchen die Köpfe. Die Nacht war dunkel und milde, feucht vom betauten Graswuchs.

An den Seiten des Hügels verschoben sich die Schatten, wenn die Burschen sich um das Feuer bewegten. Der ganze Hügel schien wie ein großes, sich drehendes Rad, dessen Speichen die langen Schatten waren.

\*) Der 24. Juni ist in den skandinavischen Ländern traditioneller Feiertag und gilt als Volksfest. Am Abend vorher versammelt sich an verabredeter Stelle das Jungvolk und zündet unter Singen Stroh und Leertonnen an, das Johannisfeuer. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Man sang und jauchzte den anderen Feuern, die in den Nachbarbörfen angezündet waren, zu. Man hegte Späße aus. Einer der Burschen nahm einen kleinen Jungen und schleuderte ihn wie ein lebloses Ding in den Mädchenhaufen. Die Mädchen kreischten. Der Junge fiel gerade in Jörgines Schoß. Sie klappste und drückte ihn, obgleich er sich lebhaft sträubte.

Ein Bursche kam vom Fuß des Hügels her, verdächtig still. In seiner Mühe hatte er etwas, das Jörgine sehen sollte. Wieder schrien alle Mädchen auf — ein Igel lag zusammengerollt in der Mühe. Als man sich eine Weile mit dem armen Tierchen amüsiert hatte, legte der Bursche es auf die Erde beiseite. Da lag der Igel wie eine Kugel. Er wagte nicht, sich aufzurollen.

Bonnesam trachtete das Feuer, Funken stoben auf, zogen durch die Finsternis, sanken und erloschen.

„Da kommt ein Feuer her, da kommt ein Feuer her!“ sangen die Knaben. Ja, in der Ferne war ein rotes Feuer zu sehen, welches sich bewegte. Man folgte dem wandernden Stern, der augenscheinlich auf die Landstraße zu kam. Nach einer Weile konnte man an der wippenden Bewegung sehen, daß das Feuer von jemand getragen wurde. Beim Seitenweg bog es ein und kam den Hügel hinauf, wurde nach und nach kleiner, hörte auf zu strahlen und wurde ein fester Feuerpunkt. Und jetzt sah man auch den Menschen, der das Feuer trug — es stellte sich heraus, daß es Thomas vom Brückenhof war. Eine alte, durchpichtete Radnabe hatte er auf eine Mistgabel gesteckt und hielt sie weit von sich. Als er oben auf dem Hügel angelangt war, wurde er willkommen geheißen.

„Hurra, Welch ein Feuer!“ rief man.

Thomas sah auf Paul und Jörgine hin und lächelte herb. Er redete sich auf und schob die brennende Nabe in die Feuertonne. Am Jaden der Mistgabel war noch flammendes Rest haften geblieben. Er schlug sie ins Gras, bis das Feuer erlosch.

„O, was für ein Feuer, was für ein schönes Feuer, was für ein herrliches Feuer — er!“ sangen die Knaben und wandten ihre Gesichter dem Feuer, das die grenzenlose Freude in ihren Mienen bestrahlte, zu. Und das Licht spielte unter den Kopfstüchern der Mädchen um manchen üppigen Mund.

Nach Thomas' Ankunft änderte sich der Ton bei allen; keiner wollte mehr kindlich sein.

Thomas machte sich gleich ohne Umschweife mit Freundschaftsbezeugungen an Jörgine. Er wurde recht deutlich, obwohl Paul neben ihr saß. Jörgine konnte vor Verlegenheit nur lachen.

„Na, Du willst doch wohl diesen Butterprinzen hier nicht haben?“ sagte Thomas mit höhnischem Kopfwirren nach Pauls Seite. Paul schwieg und auch die anderen Burschen wurden still.

Nun lag die Sache so, daß Jörgine beiden Hoffnungen gemacht hatte. Sie hatte bald mit Thomas, bald mit Paul geliebt. Beide waren sie reiche Hofbauernsöhne. Aber in der letzten Zeit hatte Jörgine Paul bevorzugt, und das mußte Thomas auch jetzt fühlen. Jörgine sah aus, als sei sie über alles glücklich unwissend, Paul starrte sinnend vor sich nieder.

Nach einer Weile des Schweigens schlug Thomas ein Gelächter auf und drehte sich rund herum.

Die Reifen der Sonne sprangen, die brennenden Dauben klasten boneinander und fielen herab. Wald war das Feuer ausgebrannt. Dunkel wurde es auf dem Hügel. Die Mädchen strebten nach Hause. Weit draußen am Horizont verlöschten auch die Feuer der anderen Dörfer, sie glimmten auf und sanken nieder wie Augen, die von langem Wachen todmüde sind.

Die jungen Leute zerstreuten sich. Um den Hügel schloß sich die Finsternis, nur einige Reste des Feuers glimmten noch auf der Erde und knisterten. Als der Hügel von allen verlassen war, rollte sich der Igel in kleinen, prüfenden Absätzen auseinander. Die kleine, blanke Schnauze und die Perlenaugen kamen hervor; eilig trollte sich das Tierchen fort.

Jörgine ging mit mehreren anderen zusammen, Paul an ihrer Seite. Ein Stüchchen hinterher kam Thomas und andere. Thomas strafeelte laut in seiner wegverfendenden, verächtlichen Art. Seine Kälte steckte auch die übrigen an. Alle wurden streitsüchtig.

„Du solltest sie, der Satan hole mich, ihm nicht abtreten,“ sagte Jesper freundschaftlich zu Thomas.

„Fällt mir auch nicht ein!“ antwortete der. Er ging schneller und drängte sich zwischen Paul und Jörgine. „Nun lasse mich mit Dir gehen, den schäbigen Hund überlasse sich selbst!“ sagte er. Er konnte sich nicht mehr beherrschen, er packte das Mädchen am Arm. Aber Jörgine wurde böse und entwand sich ihm. „Kannst Du denn nicht vernünftig sein?“ sagte sie auffahrend.

„Ich merke Deine Absicht schon!“ sagte im selben Moment Paul.

„Ja, Du Schweinsgesicht, Dich verkleien, das ist meine Absicht!“ schrie Thomas.

Bei diesen Worten stob die ganze Schar auseinander. Man versuchte erst noch zu vermitteln, aber Paul war auch erregt geworden und suchte gerechte Bestimmung.

„Sei doch vernünftig!“ sagte einer und hielt Paul an Oberarm und Handgelenk.

„Er soll nicht damit durch . . .“, sagte Paul eigensinnig und riß sich los.

„Dann komm' nur ran, ich bin parat!“ schrie Thomas. Er stand schon mit gespreizten Beinen.

Man war auf einem Abhang stehen geblieben. Der Tag grante und im Zwielicht sahen alle die Burschen grau und boshaft aus.

In einem Hufe der Nachbarschaft krächte der Hahn. Drunten in der Senkung lagen die Wiesen, vom Tau silbern schimmernd.

Jörgine stand etwas abseits. Plötzlich sank ihr der Kopf nieder wie ein Zugsignal, das fällt. Sie weinte.

„Geh Du man nach Hause, Jörginchen!“ sagte Jesper tröstend und drehte sie herum, in der Richtung auf ihr Haus zu. „Geh Du lieber weg, Du brauchst hier nicht dabei zu sein!“

Sie ging, ohne sich noch einmal umzuwenden. Sobald sie außer Schweite war, trat Thomas vor und schüttelte unter Schimpfworten die Faust vor Paul. Der antwortete nicht, sah sich aber wieder nach Teilnehmern seiner moralischen Empörung um.

„Flach wie eine Kröte hämmere ich Dich!“ rief Thomas und drängte sich dicht an Paul, hob sich auf die Zehen empor vor ihm. Paul wich noch, aber sein Gesichtsausdruck wurde hart.

Jesper hegte: „Das darfst Du Dir doch nicht bieten lassen!“ Aber Paul konnte sich noch nicht entschließen. Thomas ging rund um ihn herum und drohte und verhöhnte ihn.

Erst als Thomas zu guterletzt Paul verächtlich ins Gesicht tippte und einen derben Schimpfnamen dabei sagte, entschloß sich Paul. „Ich bin nicht bange vor Dir!“ sagte er scharf.

„Los also!“ kommandierte Jesper und trat von beiden weg, indem er zugleich mit ausgebreiteten Armen die vorderen zurückdrängte.

Nach allem Brauch begann man mit dem Armgriff. Thomas und Paul packten sich am Oberarm; jeder suchte den anderen umzureißen und so niederzuzwingen. Zu heftigen Bewegungen führten ihre Anstrengungen nicht, man kam kaum von der Stelle; dennoch stand beiden der Schweiß auf der Stirn.

Beide spannten alle Kräfte bis zum äußersten an, spreizten die Beine, machten die Rücken steif; die Hosen strammten sich über den Knien.

Paul unterlag. Ganz plötzlich verlor er den Halt unter den Füßen, ein Fuß glitt aus in die Luft. Thomas schlug ihn zu Boden, daß es wiederhallte.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre der Kampf jetzt beendet gewesen, Paul hatte ja verloren. Aber Thomas ließ ihn nicht los, er hielt ihn am Boden fest und triumphierte: „Ho, ho!“ Das machte Paul, der sonst bereit gewesen wäre, kein heizugeben, töltend; er schlug Thomas die Kugel in den Hals. Und so begann die zweite Tour, die gewöhnlich blutig verläuft.

Alles ging unter Schweigen vor sich; Jesper stand wie auf Radeln vor Interesse.

Alle Prügel bekam Paul. Thomas trommelte ihm mit den Knöcheln auf dem Schädel herum und betäubte ihn beinahe, er bog ihm Kopf und Füße zusammen, er hämmerte ihm auf dem Rücken, verwundete ihn windelweich nach allen Regeln der Kunst.

Aber da Paul keinen besonderen Widerstand leisten konnte und endlich solchen ganz ausgab, bereute Thomas und ließ etwas nach. Diesen Augenblick benutzte Paul, ihm ein paar Fußtritte an den Kopf zu versetzen. Als Thomas so bösen Lohn für seinen Ekelmut bekam, stieg sein Zorn wieder, er hatte nun neues Unrecht zu rächen. Zuletzt lag Paul wie ein Holzstöß da, so verprügelt, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

Thomas saß rittlings auf ihm und bearbeitete ihn; Paul sah mit kranken Augen auf.

„Schlag mir zu!“ sagte er gequält, schüttelte den Kopf und ließ die Arme niederfallen. „Schlag mich doch gleich ganz tot, wenn Du einmal dabei bist!“ Und Thomas schlug ihm die Faust ins Gesicht.

Schließlich legten sich die Zuschauer ins Mittel: „Hör auf jetzt, Thomas, laß ihn liegen“, sagte Jesper. „er hat nun genug!“

Ungern erhob sich Thomas, er hätte gern noch weiter geprügelt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Nepal, das Land der Geheimnisse.

Von Dr. J. Wiese.

Kürzlich ist in London der Premier von Nepal, der Maharadjah Sir Ishandra Chan Chere Jung, eingetroffen und als Gast der englischen Nation mit königlichen Ehren empfangen worden. Der Maharadjah, der Beherrscher des kleinen Staates Nepal, der mit der britischen Regierung Unterhandlungen wegen Tibet pflegen will, wird während seines gegenwärtigen Aufenthaltes in Europa auch anderen Hauptstädten, wahrscheinlich auch Berlin, einen Besuch abstatten. Er ist mit reichen Schätzen beladen und unter Entfaltung eines echt orientalischen Pompes in die britische Hauptstadt eingezogen. Vier Söhne, die bereits Generale waren, als sie das Licht der Welt erblickten, mehrere Verwandte, Köche, Ärzte, Offiziere und eine ganze Anzahl Diener bildeten seine Begleitung. In vier Kisten, die einem Sarg ähneln und auf denen bewaffnete Wächter hockten, sind die Diamanten, Rubinen, Türkisen, Saphire und sonstigen Schmuckstücke untergebracht, in 40 Kisten die Uniformen, dazu kommen 12 Zelte, zwei mit Wasser aus dem Ganges gefüllte Krüge, 60 Koffer, ein Spind, ein Geldschrank, zwei Blumenstöcke samt einem Hund aus Tibet und zwei Vögel in Käfigen. Man sieht, daß die Reise des Maharadjah aus dem kleinen Bergland in Ostasien nach dem fernen London gewaltige Vorbereitungen erfordert hat. Nur wenige sind über den kleinen, in einer Art losen Lehnsverhältnisses zu China stehenden Staat unterrichtet; selbst in

den weitesten Kreisen sind Land und Leute unbekannt, so daß es schon aus diesem Grunde interessant sein dürfte, nähere Einzelheiten darüber zu erfahren.

Wie man weiß, ist Indien von dem übrigen Asien durch die gigantische Bergwand des Himalaja getrennt, die vom Brahmaputra bis zum Indus eine ununterbrochene Kette bildet. Zwischen den Gebirgen, die diese Schranken bilden, befinden sich von verschiedenen kriegerischen Stämmen bewohnte Täler oder kleine Reiche. Das bekannteste und berühmteste dieser Reiche ist Kaschmir; das interessanteste, mächtigste und zugleich das bei weitem unbekannteste ist Nepal. Die Länge des letzteren beträgt ungefähr 700 Kilometer, seine Breite geht nicht über 150 Kilometer hinaus. Man hat, natürlich in sehr unbestimmter Weise, seine Oberfläche auf 147 000 Quadratkilometer geschätzt. Nepal ist das einzige Königreich, das sich die Unabängigkeit bewahrt hat und niemals durch einen fremden Eroberer unterdrückt worden ist; es ist das einzige, das den muselmännischen Invasionen entgangen ist. Vergebens haben die Chinesen von der einen, die Engländer von der anderen Seite sich dieses Landes zu bemächtigen gesucht. Die Natur hat Nepal mächtigere, natürlichere Verteidigungsmittel gegeben, als Menschenhände sie errichten können. Am Fuße des Gebirges selbst, das man überschreiten muß, bevor man in das Land dringt, befindet sich ein breiter Streifen sumpfiger Wälder, das Tarai, dessen Niasmen während des größten Teiles des Jahres für den Menschen geradezu den Tod bedeuten. Hat man diese furchtbare Gegend hinter sich, so hat man vor sich das Massiv des Himalaja, das an bestimmten Punkten geradezu eine steile Mauer bildet, die man nur auf Pfaden von einigen Zentimetern Breite überschreiten kann; nach der tibetanischen Seite sind die Schranken nicht weniger furchtbar.

Alle großen Städte Nepals und besonders Khatmandu finden sich in einem Tale vereint, das man mit dem Boden eines Beckens vergleichen könnte, dessen Wände von den Bergen des Himalaja gebildet sind. Seine Länge beträgt 30, seine Breite 20 Kilometer. Dieser Gegend legen die Einwohner die Bezeichnung Nepaltal bei. Es ist der einzige zivilisierte Teil der Gegend; die Gebirgshöhen, die dieses Tal umgeben und ihm gleichsam eine Krone ewigen Schnees aufsetzen, bilden die höchsten Massiv des Himalaja. Unter ihnen erhebt sich der Saurisankar oder der Mount Everest, dessen Höhe 8840 Meter beträgt, d. h. fast mehr als das Doppelte des Mont Blanc. Von allen Punkten des Tales bemerkt man seine furchtbaren Massen, die kein Menschenfuß bis jetzt überschreiten konnte.

Das Nepaltal ist übrigens die einzige Gegend dieses Landes, die bekannt ist. Kein Europäer, mit Einschluß des englischen, in Khatmandu residierenden Ministers, hat das Recht, über seine Grenze hinauszuweisen. Als der englische Generalstab die Karte Indiens durch die Nepals ergänzen wollte, war er gezwungen, Hindus nach dort zu schicken, die unter den verschiedensten Verkleidungen reisten. Aber die Auskünfte, die sie von dort mitbrachten, sind sehr oberflächlich, und die nach diesen Auskünften angefertigte Karte ist sehr unvollständig.

Das Tal erfreut sich eines gemäßigten Klimas und besitzt eine sehr schöne Vegetation. Die Milde der Temperatur, die Schönheit der Landschaften, das pittoreske Aussehen der Städte machen Nepal zu einem der herrlichsten Länder Indiens. Im Januar kann man dort die verschiedensten Arten Rosen blühen sehen. Allenhalben ergötzt sich das Auge an Orchideen, Begonien und Rhododendren. Die Koniferen-Wälder bedecken den mittleren Teil der Gebirge. Die Bewohner bauen hier Getreide, Gerste, Reis, Senf, Knoblauch, Safran, Ananas, Zimmt, Kartoffeln, Zuckerröhre usw. Fruchtbaum, besonders Zitronen, Orangen, Aprikosen sind zahlreich vorhanden und bilden Dickichte, die die Dörfer in Grün heiden und mit Duft erfüllen. Reich wie seine Flora ist auch die Fauna Nepals, doch ist sie hauptsächlich an Raubtieren reich. Keine Gegend Indiens besitzt eine solche Anzahl von wilden Tieren. Die Leoparden, Tiger, Schlangen, Rhinocerosse sind sehr zahlreich. Die ersteren durchstreifen die Dschungeln aller Gebirge und tragen keine Bedenten, auch den Menschen anzuzusetzen. Am meisten richtet sich der Angriff gegen das Ader- und Gezevieh. Aber die Nepalesen fürchten sie nicht; stoßen sie bei Tage auf diese wilden Tiere, so greifen sie sie furchtlos mit einem einfachen Jagdmesser an. Wilde Elefanten leben in Menge am Fuße des Himalaja im Tarai. Gerade aus dieser Gegend kommen die heute im übrigen Indien verwendeten Elefanten. Das Kleinvieh ist selten in Nepal infolge Mangels an Weiden, die man nur am Fuße des Gebirges trifft. Büffel, Schafe, Ziegen usw. werden aus Tibet importiert. Dagegen ist das Geflügel zahlreich vorhanden, man läßt Hühner und Tauben des Tags über in den Reisfeldern umherlaufen und schläft sie gegen Abend ein.

Khatmandu, die gegenwärtige Hauptstadt Nepals, ist eine Stadt von etwa 60 000 Einwohnern. Nach der Tradition ist sie im Jahre 723 unserer Zeitrechnung gegründet worden; sie steht sowohl in bezug auf Reinlichkeit wie Architektur den anderen großen Städten Patan und Whatgaon nach; besonders der Palast des Kaisers beansprucht nur geringes Interesse; Yang Bahadur hat ihn in einem etwas italienischen Stil erbauen lassen, die verschiedensten Teile dieses Bauwerkes aus Steinen, Ziegel oder Holz machen den sonderbarsten Eindruck. Indessen bemerkt man in der Stadt einige alte Paläste reicher Würdenträger, deren Fassaden prächtige Skulpturen aufweisen. Einige Räume der Reichen sind in europäischer Manier möbliert; aber die mit großen Kosten aus Englisch-Indien herbeigebrachten Möbel sind in der eigentümlichsten Anordnung aufgestellt. Weist erkannten die Besitzer ihre wirt-

lichen Bestimmungen nicht. So hat man, wie berichtet wird, Nepalesen gesehen, die sich auf Pianos zum Schlafen niederlegten, da man sie als mit Musikkästen versehene Kanapees betrachtete. Khatmandu besitzt gegen 600 Tempel in den verschiedensten Typen.

Nepal, das etwa 4 Millionen Einwohner zählt, wird von einer großen Zahl sehr verschiedener Stämme bewohnt, die verschiedene Dialekte sprechen. Im großen und ganzen teilt man sie in die Ghorlas und Newars. Die ersteren sind sehr kriegerisch und liefern der britisch-indischen Armee ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial. Die Hauptmasse der Bewohner Nepals bilden die Newars, die bemerkenswerte landwirtschaftliche und industrielle Fähigkeiten besitzen. Während die Ghorlas meist Anhänger des Brahmanismus sind, sind zwei Drittel der Newars Buddhisten, das letzte Drittel sind Befenner des Simas. Zwei Hauptzüge aber sind beiden gemeinsam: die Religiosität und ihr Unabhängigkeitsgefühl. Die Nepalesen sind vielleicht das religiöseste und zugleich das abergläubigste Volk der Welt. Kein anderes Volk besitzt soviel Tempel, Priester und religiöse Zeremonien, die einen großen Teil der Zeit in Anspruch nehmen. Die Astrologen, die meist aus den Priestern gewählt werden, spielen eine bedeutende Rolle bei allen Akten des Lebens. Trotz dieser Religiosität sind die Nepalesen höchst unmoralisch, es fehlt ihnen an Aufrichtigkeit. „Selten sagt ein Hindu die Wahrheit, aber er sagt sie doch bisweilen; ein Nepalese sagt sie niemals.“ Dem Patriotismus und dem Unabhängigkeitsgefühl ist es zuzuschreiben, daß die Nepalesen mißtrauisch und energisch Fremden den Zutritt zu ihrem Lande verweigern.

Das Land bildet eine absolute Monarchie, indessen ist die Autorität des Kaisers von Nepal nominell. In Wirklichkeit übt ein Premierminister, unter dessen Befehl ein aus den Vornehmsten des Reiches zusammengesetzter Rat steht, die höchste Gewalt aus. Dieser Premierminister ist eine überaus wichtige Persönlichkeit; aber seiner Macht schützt ihn nicht immer vor dem Dolche irgendeines Mitbewerbers.

Das nepalesische Heer besteht aus 30 000 Regulären und fast ebensoviel Irregulären, die zum Teil mit modernen Geschützen bewaffnet sind.

Die Haupteinnahmequelle des Landes ist der Ackerbau. Getreide und Reis werden vorzugsweise angebaut. Das System der Agrikultur, obwohl noch sehr primitiv, da der eigentliche Pflug noch unbekannt ist, ist dennoch den Bedürfnissen des Landes vortrefflich angepaßt.

Die Industrie und der Handel sind unbedeutend. Während die Ghorlas sich nur mit militärischen Angelegenheiten beschäftigen, sind die Newars Metallarbeiter, Zimmerleute und Weber; sie weben besonders Baumwollstoffe, die auch ausgeführt werden. Der Handel geht nach Indien, wohin man Reis, Oelkörner, zerlassene Wutter, Bonns, Minder, Jagdfallen, Holz, Opium, Jute, Felle usw. sendet und von wo man besonders Leinen und Baumwollstoffe, Leder, Zuder, Salz, Indigo, Laß, Pulver, Flinten, Tee, Tabak, Petroleum usw. empfängt. Auch mit Tibet wird ein recht schwunghafter Handel getrieben. Die Nepalesen erhalten aus diesem Lande Schaafwolle, grobes Wollzeug, Salz, Borax, Moschus, Yakschwänze, Arsenik, Goldstaub, Antimon, Drogen, getrocknete Früchte; sie exportieren nach Tibet verschiedene Erzeugnisse Indiens, wie Baumwollwaren, ferner Gewürze, Tabak, Arefanüsse, Bethelblätter, Metalle und Edelsteine.

Bemerkt sei schließlich noch, daß wie im übrigen Indien auch in Nepal das Kastenwesen eine sehr große Rolle spielt.

## Kleines feuilleton.

### Sprachwissenschaftliches.

Wer waren die „Hünen“? Ueber den Ursprung und die eigentliche Bedeutung des Wortes hat der Wiener Germanist Professor Dr. Kauffmann soeben in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ eine interessante Untersuchung veröffentlicht. Wenn wir noch heute von „Hünengräbern“, „Hünenhafter Stärke“ usw. sprechen, so scheint das unverkennbar darauf hinzudeuten, daß unter den „Hünen“ ein nichtdeutsches Volk zu verstehen ist, das aber doch in alter Zeit mit den Deutschen in Berührung gekommen ist und auf diese solchen Eindruck machte, daß die Erinnerung daran in der bezeichneten Weise in unserer Sprache lebendig geblieben ist. Diese Deutung trifft auch nach Professor Kauffmanns Ansicht in der Tat zu, nur waren es nach seinen sehr beachtenswerten Ausführungen nicht, wie man bisher allgemein annahm, die magharischen Hunnen oder ein germanisches oder slawisches Barbarenvolk, sondern niemand anders als die Römer, die in dem Namen „Hünen“ ihre erste und älteste Bezeichnung von den Germanen, an deren Grenzen sie als tätige Feinde anständig waren, erhielten. Rein sprachlich ist diese Deutung jedenfalls sehr ansprechend; denn da das altgermanische Wort „huni“ nach F. Grop's Nachweis „dunkel, schwarz, braun“ bedeutete, so kann es nur natürlich erscheinen, wenn das schwarzhaarige braune Römervolk von den hellfarbigen Germanen mit diesem Namen bedacht worden wäre. Allein darauf stützt sich Kauffmanns Annahme natürlich nicht, sondern auf eine Reihe positiver sachlicher Gründe. Zunächst ist es nämlich auffallend, daß ein großer Teil der römischen Kastelle und Lagerstätten, die am Rimes,

dem alten Grenzwall der Römer gegen die Deutschen, gelegen sind, unverkennbar auf die „Hünen“ oder „Heunen“ hinweisen, die Namen führen wie „Hainhaus“, „Hainhäusel“, „Hünentirchhof“ und so fort; besonders deutlich diese Beziehung bei dem wichtigen Kastell Wuhbach hervor, das noch heute im Volksmunde als „Hünneburg“ bezeichnet wird, und bei der Römerrstraße im Raamus, die vollständig die Namen „Hünnerstraße“, „Hünnepfad“, „Hünertweg“ u. s. f. führt und merkwürdigerweise gerade an dem Ort „Hühnburg“ an den Trümmern eines großen römischen Kastells vorbeiführt. Diese Deutung scheint eine Bestätigung in der Beobachtung R. Schumachers zu finden, dem bei seinen Limesgrabungen im badischen Odenwald die große Zahl der Leute mit schwarzen Haaren und brauner Hautfarbe in der Nähe dieser Kastelle auffiel; in einem dieser Orte wurde sogar eine solche besonders dunkelfarbige Familie mit dem Namen „Heunen“ bedacht, während die Wachtürme am Grenzwall noch heute den Namen „Heunenhäuser“ führen. Nimmt man so die Gleichung: Hünen = Schwarze = älteste germanische Bezeichnung für die Römer als gesichert an, so würden dadurch nicht nur zahlreiche Ortsnamen, wie z. B. Hünningen im Oberrhein und bei Raach, Hönningen am Rhein, wo merkwürdigerweise gerade der Limes beginnt, Hüsten an der Ruhr (= Hün-satt) zwanglos als „römische Siedelung“ erklärt, sondern es würde auch auf manche bisher dunkle Stelle in der älteren deutschen Literatur neues Licht fallen. So steht dann zum Beispiel die Angabe der nordischen Rabelungen-Uebersetzung, daß Sigurd im „Hünaland“ geboren sei, mit der deutschen Sage, die ihn zu Kanten „im Niederlande“ geboren sein läßt, in bester Uebereinstimmung, sobald wir „Hünaland“ im Sinne dieser Deutung als „Römerland“ und „Niederlande“ dementsprechend als die deutsche Bezeichnung für die römische Provinz „Germania inferior“, in der ja Kanten lag, auffassen. Daß andererseits auch der Name „Wälsche“ (walh, walhos) in vielen Orten einen Hinweis auf römische Siedelungen zu geben scheint, ist gegen Kauffmanns wohlbegründete Annahme kein Gegenbeweis, wenn man bedenkt, daß mit diesem Namen ursprünglich nicht die Römer, sondern die Kelten, insbesondere die Gallier bezeichnet wurden, also ein romanisiertes Volk, von dem aus sich der Name später leicht auch auf die Römer selbst übertragen mochte.

### Medizinisches.

Die Erkennung von Unterleibs-erkrankungen durch Röntgenstrahlen. Die unberechenbare Wichtigkeit einer möglichst frühzeitigen Erkennung von gefährlichen Erkrankungen der Unterleibsorgane ist so augenfällig, daß eine Feststellung der gegenwärtigen Leistungsfähigkeit der Röntgenmethode auf diesem Gebiete höchst wertvoll erscheint. Professor Edwin Goldmann hat auf Wunsch der „Archives of the Roentgen Ray“ seine bisherigen Arbeitsergebnisse zusammengestellt und besonders seine Erfahrungen an Eiterprozessen der Bauchhöhle, Appendicitis (Blinddarmentzündung) und verschiedenen Formen des Unterleibskrebses dargelegt. Im allgemeinen sieht er in der Röntgenuntersuchung eine Unterfüllung und Ergänzung der älteren diagnostischen Methoden. Gerade bei der Frühdiagnose des Krebses erweist die Durchleuchtung das größte Interesse. Die Fortschritte der Operationstechnik würden in manchem Falle noch Rettung oder mindestens Besserung bringen, wenn es nur gelänge, das schleichende Uebel, das in seinen ersten Stadien oft ohne Beschwerden verläuft, rechtzeitig zu erkennen. Anfänglich stellten sich der Durchleuchtung des Unterleibes sehr große Schwierigkeiten in den Weg. Die einzelnen Organe zeigen ein so wenig verschiedenes Absorptionsvermögen für die Strahlen, daß man kaum glaubte, hinreichend deutliche Helligkeitsunterschiede erzielen zu können. Man hat dann vielerlei Mittel versucht, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Der Eingeweidekanal konnte bei Verwendung von Bismutbrei gut zur Darstellung gebracht werden. Dasselbe Mittel ließ Holzknecht und seine Schüler außerordentliche Erfolge der Diagnose des Magenkrebses erzielen. Goldmann selbst ist nun von ganz anderen Grundlagen ausgehend zur Darstellung von Geschwulsten der Bauchhöhle mittelst Röntgenstrahlen gelangt. Er hatte beobachtet, daß die Krebswucherungen selbst die Röntgenstrahlen absorbieren. In einzelnen Organen, wie der Brustdrüse, läßt das Röntgenbild die feinsten Verzweigungen der Krebskrankung in den umliegenden Geweben erkennen. Durch Einführung von Luft in die Blutgefäße oder in das erkrankte Organ kann die Deutlichkeit solcher Bilder noch erheblich gesteigert werden. Zur Erkennung von Krebsbildungen im Unterleib bedarf es aber infolge der erwähnten Schwierigkeiten besonderer Vorkehrungen. Mit Bismutbrei läßt sich nichts ausrichten, da dieser die Eingeweidepartie verbunkelt. Es ist im Gegenteil nötig, die krebsigen Teile auf einen hellen Hintergrund zu stellen, und dieses geschieht dadurch, daß man die Eingeweide mittelst eines Blasebalses mit Luft füllt. Unmittelbar vor der Aufnahme wird dann ein lichtgebendes Pulver verabreicht, das die Aufnahme ermöglicht. Goldmann hat in dieser Weise in einigen Fällen Unterleibskrebs festgestellt können, wo zunächst eine andere Krankheit vermutet worden war. Er hofft von den bisher noch vereinzelten Erfolgen durch Vervollkommnung der Technik zu besseren Ergebnissen fortschreiten zu können. Durch empfindlichere Platten und entsprechende Strahlungsintensität dürften sich weitere Fortschritte erreichen lassen.